

Verein für kritische Geschichtsschreibung e.V. (Hg.)

## **WERKSTATTGESCHICHTE 87**

reizende gerüche

Jg. 2023/1

**[transcript]**

Redaktion WERKSTATTGESCHICHTE:

Cornelia Aust, Claudia Berger, Katja Jana, Annika Raapke, Yvonne Robel, Helen Wagner, Georg Wamhof

Anfragen an die Redaktion:

Yvonne Robel: [robel@zeitgeschichte-hamburg.de](mailto:robel@zeitgeschichte-hamburg.de)

Herausgeber des Thementails:

Benjamin Brendel

Rezensionsredaktion:

Karsten Holste, Andreas Hübner, Sebastian Kühn, Angélique Leszczawski-Schwerk, Andreas Ludwig, Nina Reusch, Felix Schürmann, Katharina Seibert, Pavla Šimková, Lotte Thaa

Anfragen an die Rezensionsredaktion:

Nina Reusch: [nina.reusch@gmx.net](mailto:nina.reusch@gmx.net)

FU Berlin

Koserstraße 20

14195 Berlin

Filmkritik:

Ulrike Weckel: [Ulrike.Weckel@journalistik.geschichte.uni-giessen.de](mailto:Ulrike.Weckel@journalistik.geschichte.uni-giessen.de)

Dingfest:

Marie-Luisa Allemeyer: [Marie.Luisa.Allemeyer@posteo.de](mailto:Marie.Luisa.Allemeyer@posteo.de)

Homepage: [www.werkstattgeschichte.de](http://www.werkstattgeschichte.de)

### **Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Indexiert in EBSCOhost-Datenbanken.

© 2023 transcript Verlag, Bielefeld

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwertung der Texte und Bilder ist ohne Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar. Das gilt auch für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und für die Verarbeitung mit elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Maria Arndt, Bielefeld

Umschlagabbildung: Tester smelling cream to determine its freshness. Dairymen's Cooperative Creamery, Caldwell, Canyon County, Idaho, June 1941. Foto: Russell Lee, Library of Congress, Prints & Photographs Division, FSA/OWI Collection, reproduction number: LC-USF34-039661-D.

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

Print-ISBN 978-3-8376-6351-8

PDF-ISBN 978-3-8394-6351-2

ISSN 0942-704X

eISSN 2701-1992

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: <https://www.transcript-verlag.de>

Unsere aktuelle Vorschau finden Sie unter [www.transcript-verlag.de/vorschau-download](http://www.transcript-verlag.de/vorschau-download)

# Inhalt

---

Editorial .....	9
-----------------	---

## THEMA

### Durchdringend

Gerüche und emotionale Verschränkung in frühneuzeitlichen Warenkunden

<i>Sarah-Maria Schober</i> .....	15
----------------------------------	----

### Knowledge, Norms, and Noses

Across the Olfactory Threshold

<i>William Tullett</i> .....	29
------------------------------	----

### Achselschweiß und Ohrenschmalz

Medizin und Anthropologie zu Beginn des 20. Jahrhunderts

<i>Julia Gebke</i> .....	43
--------------------------	----

### »Pestialischer Gestank« und »penetrante Gerüche«

Geruchsgeschichtliche Annäherungen an das geteilte Deutschland

<i>Christoph Lorke</i> .....	57
------------------------------	----

### Geruch im Verzug?

Ein chemischer Gefahrendiskurs zwischen Wissen, Emotion und Genderzuschreibung  
in Darmstadt um 1980

<i>Benjamin Brendel</i> .....	71
-------------------------------	----

## WERKSTATT

### Als »asozial« im KZ inhaftierte Prostituierte

Zwei Fallbeispiele sozialrassistischer und geschlechtsspezifischer Verfolgung

<i>Frauke Steinhäuser</i> .....	85
---------------------------------	----

### Die Haitianische Revolution in der französischen Erinnerungspolitik und in postkolonialen Debatten

<i>Marc Buggeln</i> .....	103
---------------------------	-----

## DINGFEST

### Schreibtisch

*Andreas Ludwig* ..... 117

## FILMKRITIK

### Mediale Gespenster

Zu Sergei Loznitsas Sound-Animationen filmischer Archivmaterialien

*Gertrud Koch* ..... 123

## EXPOKRITIK

### In Ordnung

Das Schaudepot des Ruhr Museums in Essen

*Alicia Jablonski/Jan C. Watzlawik* ..... 129

## REZENSIONEN

### Neu gelesen: Judith R. Walkowitz, *City of Dreadful Delight*

*Susanne Korbel (Graz)* ..... 135

### Achim Landwehr, *Für eine andere Historiographie*

*Caroline Rothauge (Eichstätt-Ingolstadt)* ..... 138

### Susanne Burghartz/Madeleine Herren, *Ein Basler Sommerpalais und seine globalen Bezüge*

*Brigitte Heck (Karlsruhe)* ..... 140

### Chelion Begass, *Armer Adel in Preußen*

*Stefan Brakensiek (Essen)* ..... 142

### Shuo Wang, *A Canton Merchant Between East and West*

*Sven Trakulhun (Hamburg/Potsdam)* ..... 144

### Sigrid Wadauer, *Der Arbeit nachgehen?*

*Nora Bischoff (Berlin)* ..... 147

### Malte Fuhrmann, *Urban Culture in the Late Ottoman Empire*

*Daniel-Joseph MacArthur-Seal (Ankara)* ..... 150

### Katharina Herold/Frank Krause (Hg.), *Smell and Social Life*

*Stephanie Weismann (Wien)* ..... 152

### Martin Meiske, *Großbauprojekte in der Frühphase des Anthropozäns*

*Sebastian De Pretto (Luzern/Innsbruck)* ..... 155

**Frank Bajohr/Axel Dreccoll/John Lennon (Hg.), Dark Tourism**

*Sabine Stach (Leipzig)* ..... 158

# »Pestialischer Gestank« und »penetrante Gerüche« Geruchsgeschichtliche Annäherungen an das geteilte Deutschland

---

Christoph Lorke

## **Abstract:**

*This article enquires into the conceptual potentials of an olfactory-historical approach to the history of German division. It assumes that the study of »olfactory regimes« and the analysis of similarities and commonalities of olfactory perceptions and olfactory classifications can be used, among other things, to demonstrate processes of inclusion and exclusion, social distinctions, and collective-identitarian attributions of meaning. To that end, this article chooses a threefold approach: First (1), the history of smell is examined on the basis of everyday historical and individual perceptions. In a further step (2), public, mass-media negotiated and staged smells are examined and, derived from this, social and ethnic boundary drawing processes are illuminated. Finally (3), the symbolic-political content of the olfactory is analyzed in order to illustrate the sensory-historical side of intra-German system competition.*

**Keywords:** *Emotions, Everyday and Cultural History, German Division, Inclusion and Exclusion, Smell*

In diesem Beitrag möchte ich unter der Leitformel einer deutsch-deutschen Geschichte zwischen »Verflechtung und Abgrenzung«<sup>1</sup> konzeptionelle Potenziale eines geruchsgeschichtlichen Zugriffes ausloten. Auf diese Weise lassen sich, so die Annahme, Ein- und Ausschlussprozesse sowie soziale Distinktionen und kollektiv-identitäre Sinnzuschreibungen der Teilungsgeschichte auf bisher kaum erprobte Weise nachempfinden.<sup>2</sup> Unlängst erst stellten Silke Fehleemann und Sabine Mecking eine erhebliche Vernachlässigung von Sinneserfahrungen in der historischen Forschung fest. Sie plädierten darüber hinaus dafür, die konstruktive Beschaffenheit, historische Bedingtheit und Wandelbarkeit verschiedener Sinne stärker in den Blickpunkt der kultur- und emotionsgeschichtlichen Analyse zu stellen.<sup>3</sup> Ausgehend von dieser Forderung werden im Folgenden für den deutsch-deutschen Kontext exemplarisch

---

1 Christoph Kleßmann, Verflechtung und Abgrenzung. Aspekte der geteilten und zusammengehörigen deutschen Nachkriegsgeschichte, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 29/30 (1993), S. 30-41.

2 Vgl. das Projekt von Bodo Mrozek, »Der Duft der Anderen. Eine olfaktorische Geschichte der deutschen Teilung«. <https://www.ifz-muenchen.de/forschung/ea/forschung/der-duft-der-anderen-eine-olfaktorische-geschichte-der-deutschen-teilung> (letzter Zugriff 17.2.2022).

3 Silke Fehleemann/Sabine Mecking, Editorial, in: WerkstattGeschichte 83 (2021) 1, S. 9-15.

»Geruchsregime«<sup>4</sup> erkundet und damit einhergehende Geruchswahrnehmungen dekonstruiert. Hierbei wird erörtert, wie jene olfaktorischen Beschreibungen und Perzeptionen »funktionierten«; aber auch, welche Emotionen und Reaktionen bestimmte Gerüche auslösten. Ein solches Vorgehen rückt kollektive wie individuelle Deutungsprozesse von Gerüchen in unseren Blick, die für eine Kultur- und Gesellschaftsgeschichte bedeutsam scheinen und im Folgenden als (1) Alltags-, (2) Mentalitäts- und (3) symbolpolitische Geschichte nachvollzogen werden. Der komparative deutsch-deutsche Zugriff hat insbesondere deswegen einen besonderen Reiz, weil er unabhängig von politisch-gesellschaftlich-ideologischer Verfasstheit Hinweise liefern kann, wie bestimmte Geruchstraditionen ähnlich oder auch abweichend gewirkt haben – denn mit bestimmten Gerüchen verbanden sich nicht nur konkrete Sinneserfahrungen und positive Emotionen, sondern immer auch olfaktorische Belastungen, Konflikte, Irritationen und folglich Verortungs- und Aushandlungsprozesse, trotz oder gerade wegen der Fluidität und Ungreifbarkeit geruchlicher Empfindungen.<sup>5</sup>

Wenn es im Folgenden darum geht, Erkenntnisse der Geruchsgeschichte auf das geteilte Deutschland zu beziehen, geschieht dies über drei Zugänge: In einem ersten Schritt werden Möglichkeiten eruiert, Geruchsgeschichte anhand alltagsgeschichtlicher Wahrnehmungswelten zu greifen. Hierfür werden ausgewählte zeitgenössische Quellen – insbesondere Beschwerden Einzelner – als Fahrten von Perzeption, Aneignung und Kategorisierung unterschiedlicher Gerüche und damit einhergehende Wissensproduktionen analysiert. Hiervon ausgehend werden Ähnlichkeiten und Gemeinsamkeiten geruchlicher Perzeptionen und olfaktorischer Einordnungen in West und Ost herausgearbeitet. In einem zweiten Teil werden verschiedene, öffentlich-massmedial registrierte Gerüche mithilfe des Analyserasters von »eigen« und »fremd« interpretiert. Eine solche Dekonstruktion des Olfaktorischen soll helfen, die Feststellung von »Fremdheit« als kommunikativen Akt, soziale Konstruktion und zuschreibende Vermessung von Unterschieden zum »Eigenen« zu konturieren. Die Beziehungen zwischen »eigen« und »fremd« sind auch geruchsgeschichtlich stets relational, dynamisch, abhängig von gesellschaftlichen sowie historischen Bedingungen und als Spiegel gesellschaftlich vorherrschender Ordnungsmuster zu verstehen. Von der Überlegung ausgehend, dass beide Deutschlands immer auch ein gemeinsamer, gleichwohl ungleichmäßig strukturierter Wahrnehmungsraum waren, dient Geruchsgeschichte in einem dritten Abschnitt als Zugang, unterschiedlichen Konjunkturen des Systemwettbewerbs nachzuspüren. Dadurch wird erkennbar, inwiefern geruchliches Empfinden instrumentell und symbolpolitisch situativ zum Einsatz gelangen konnte und somit allgemeine Trends der Wahrnehmung des jeweiligen Gegenübers spiegelt.

4 Vgl. für den Begriff die Überlegungen ebd., S. 9.

5 Vgl. die methodischen Ausführungen bei William Tullett, *Smell in Eighteenth-Century England. A Social Sense*, Oxford 2019, S. 1-21.

## Geruchsgeschichte als Alltags- und Emotionengeschichte

Geruch kann gleichermaßen Symptom, Prognose und Diagnose sein und ermöglicht daher für alltagsgeschichtliche Belange mannigfache Einsichten.<sup>6</sup> Die folgenden geruchsgeschichtlichen Dekonstruktionen sind keineswegs anekdotische Beobachtungen oder empirische Zufälligkeiten. Sie verweisen vielmehr auf länger anhaltende Wahrnehmungen, tradierte olfaktorische Perzeptionsgewohnheiten und folglich auf Kontinuitäten. Eine solche Persistenz ist nicht zuletzt in den Bewertungsmodi bestimmter Gerüche und den damit transportierten individuellen Emotionen nachweisbar, was wiederum aufzuzeigen vermag, dass Geruchsempfindungen unabhängig von gesellschaftlich-politischer Rahmung ähnlich artikuliert worden sind.<sup>7</sup>

Solche individuellen Wahrnehmungen, Beschreibungen, Einordnungen und Artikulationen bestimmter Gerüche verbanden sich häufig mit dem Anzeigen gestörten Wohlbefindens und potenzieller Risiken. In Hamburg beschwerte sich ein überaus aufgebrachter Bewohner 1955 beim Petitions-Ausschuss der Hansestadt über die Geruchsbelästigung durch die im nordwestlichen Stadtteil Eidelstedt gelegene Industrie. Einen Durchschlag seines Schreibens versandte er nicht nur an die örtliche Gesundheitsbehörde, sondern auch an das *Hamburger Abendblatt* und den *Nordwestdeutschen Rundfunk* (NDR). Der Mann hatte insbesondere einen nahegelegenen Fischverwertungsbetrieb »in der Nase«, wenn er »immer umfangreichere Formen« von Gerüchen, »furchtbare[s] Übel« und »pestialische[n] Gestank« konstatierte, der ihn an Brechgas erinnerte. Westliche Winde sorgten für ein »würgende[s] Ekelgefühl« und eine Störung der Nachtruhe, wovon nach seinem Dafürhalten ein Fünftel der HamburgerInnen betroffen »und wahrscheinlich auch gesundheitlich gefährdet« sei. Seine Bitte, analog zu einer Anti-Lärm-Verordnung politisch gegen jene »unerträgliche[n]« Geruchsbelästigungen vorzugehen, wurde von der Gesundheitsbehörde insofern beantwortet, dass aufgrund von fehlenden technischen Möglichkeiten zur Unterbindung um Zeit gebeten wurde.<sup>8</sup>

Das Hamburger Beispiel spiegelt langfristige Hygienevorstellungen, die keineswegs neu waren.<sup>9</sup> Insbesondere Fisch konnte den Geruchssinn von Menschen in Ost und West wiederholt auf olfaktorische Proben stellen, woraus individuelle Forderungen nach Maßnahmen resultierten – teils mit Erfolg, wie der Umzug eines Fischverwertungsbetriebes in Berlin-Lichtenberg zu Beginn der 1960er Jahre zeigt. Dieser hatte »besonders an warmen Tagen so schlechten Geruch verbreitet«, weshalb der Umzug in eine Gegend weit entfernt von Wohnsiedlungen erfolgte.<sup>10</sup> Dass Geruchsempfindungen dieser Art in der »Mangelgesellschaft« DDR durchaus mit Fragen nach einer angemessenen Versorgung mit Lebensmitteln verknüpft werden konnten, zeigt das folgende Beispiel. Es rekurriert darauf, wie wichtig es ist, das Olfaktorische in

6 Mark Bradley, *Smell and the Ancient Senses*, London 2015.

7 Bodo Mrozek, Sinneskolumne. Wahrnehmung unter »Hygieneregimen«, in: *Merkur* 75 (2020) 864, S. 55-63.

8 K.K. an den Petitions-Ausschuss der Hamburger Bürgerschaft, 29.7.1955, Staatsarchiv Hamburg, 352-6, 762. Das Antwortschreiben datiert auf den 15.8.1955.

9 Vgl. Peter Payer, *Der Gestank von Wien. Über Kanalgase, Totendünste und andere üble Geruchskulissen*, Wien 1997.

10 Toni Thai, *Kritisiert – verändert: Fischwerk zieht um*, Berliner Zeitung, 27.9.1963.



nationale wie lokale Bezüge einzubetten: Der Fachdirektor Gastronomie des Volks-eigenen Einzelhandels Berlin (Ost) konstatierte im Jahr 1971 Probleme der städtischen Fischbratküchen und Imbissstuben, die sich aus den »typischen Gerüchen« dieser Einrichtungen ergaben. Eine solche Bratküche in der Karl-Marx-Allee musste aufgegeben werden, da AnwohnerInnen in den darüber befindlichen Wohnungen »berechtigterweise an der starken Geruchsbelästigung Kritik übten«. Insbesondere die Altbausubstanz bot keine ausreichenden Voraussetzungen für eine »hygienisch einwandfreie Bewirtschaftung« solcher Bratküchen.<sup>11</sup>

Gesundheit, Lebensbedingungen, Versorgungs- und Wohnfragen standen hier in unmittelbarem Zusammenhang mit geruchlichen Empfindungen. Dass die verursachenden Einrichtungen einen anderen Standort wählen mussten, war eine Option – eine andere war der Umzug betroffener AnwohnerInnen, wie eine Episode aus Stralsund von 1977 verdeutlicht: Eine Familie, direkt gegenüber des VEB Fischwirtschaft in der Innenstadt lebend, beklagte sich nach einem Neubau des Betriebs. Seither sei das Wohnen, formulierte die Mutter in einer Eingabe, »fast unerträglich«, stünden täglich voll beladene LKW mit Fisch und Fischabfällen vor der Tür, was das Lüften unmöglich mache: »Wenn es jetzt wärmer wird, können wir uns vor Fleischfliegen und Gestank in der Wohnung kaum noch wehren.« Diese scharfe Kritik wurde mit den sozialpolitischen Verheißungen der Staats- und Parteiführung kontrastiert: »Von der Verschönerung der Städte kann [hier] keine Rede sein.« Sie, ihr Mann und die beiden schulpflichtigen Kinder litten unter dem Geruch in der ohnehin zu engen Bleibe ohne Innen-WC und baten daher um Zuweisung einer anderen Wohnung, denn »auch wir als Werktätige möchten gern wie andere Menschen in den Genuß der verbesserten Lebensbedingungen kommen.«<sup>12</sup> Diese letztlich nicht erfüllten Forderungen verdeutlichen, wie die Artikulation unliebsamer Gerüche als ausschlaggebendes Argument mit anderen sozialen Forderungen verbunden werden konnte.

Zugleich konnten einzelne Personen aufgrund ihrer besonderen geruchlichen Sensibilitäten Behörden mehrere Monate oder gar Jahre beschäftigen. Ein Beispiel hierfür ist ein im Zentrum von Gütersloh niedergelassener Facharzt für Inneres, der seit 1965 über Jahre hinweg mit Stadtverwaltung und Ordnungsamt über Ausprägung und Zulässigkeit geruchlicher Beeinträchtigungen stritt. Hintergrund war die angebliche Lärm- und Geruchsbelästigung durch ein über dem Hinterhof gelegenes »China-Restaurant«, so die zeitgenössische Benennung. Seit dessen Eröffnung sei die nächtliche Ruhe gestört und Abendstunden sowie Wochenenden seien »zu einer nicht länger zu ertragenden Strapaze geworden«. Allen voran war es der Geruch, den der Mann als »übler und penetranter [...] denn je« beschrieb. Waren es bis dato überwiegend Curry und Steaks, breiteten sich bald Ausdünstungen aus, »derartig übel und stinkend, daß die Fenster zum Hof während der Geschäftszeiten geschlossen gehalten werden mußten«. Die durch die Stadt regelmäßig durchgeführten Messungen, die eine Objektivierung oder Verwissenschaftlichung jener individuellen Sinneseindrücke herbeizuführen versuchten, konnten indes keine Geruchsbelästigung ausmachen. Im Gegenteil

11 N.N., Mehr Fischgerichte in Gaststätten, Neues Deutschland, 13.7.1971.

12 Hygiene-Inspektion der Stadt Stralsund an den Rat der Stadt, 23.5.1977 und Fr. St. an dens., 1.4.1977, Stadtarchiv (StA) Stralsund, Rep. 63, 271. Zumindest bis März 1979 stellte sich keine Klärung ein, das Anliegen wurde aber in den nächsten Vergabepan aufgenommen. Ob die Familie eine neue Wohnungszuweisung erhielt, ist nicht überliefert.

wurden die registrierten Gerüche als »keineswegs unangenehm« beschrieben. In den Folgejahren gab es immer wieder ein Wechselspiel aus Beruhigung und erneuten Beschwerden über sinnliche Belästigungen, zumeist in den warmen Jahreszeiten, die teils rassistisch unterlegt waren. Im Juli 1969 forderte der Anwalt des Mannes, dass sich der chinesische Besitzer »den deutschen Gesetzen und Gepflogenheiten anpassen« müsse und »Großzügigkeit der Bewohner und Behörden nicht in einer solch zynischen Weise mißbrauchen« dürfe, wobei auch ein etabliertes Argument Verwendung fand: »Dies muß umso mehr für einen Menschen gelten, der dies in einem Lande tut, in dem er Gast ist.«<sup>13</sup> Sinnliche und nicht zuletzt geruchliche Empfindungen spiegeln Grenzziehungsprozesse. Die Stadtverwaltung jedenfalls wies die Eingabe des Mannes mit dem Argument zurück, dass er der einzige sei, der sich über entsprechende Gerüche oder Geräusche beklagt habe.<sup>14</sup>

Konnten individuelle Beschwerden wie diese trotz anwaltlichen Beistandes weitgehend wirkungslos verpuffen, so waren es insbesondere kollektiv vorgetragene Beschwerden, die Konsequenzen im Sinne betroffener AnwohnerInnen zeitigen konnten – nicht zuletzt, wenn gesundheitliche Schäden aufgrund von Geruchsbelastungen drohten. Im sächsischen Pirna (Bezirk Dresden) mehrten sich aufgrund der durch zwei örtliche Betriebe im Sommer 1968 verursachten Geruchsbelästigung mehrere Eingaben an den Bürgermeister und den Rat der Stadt, die auf die massiven Folgen dieser Emissionen hinwiesen (»Würgen in den Luftwegen«, »in steigendem Maße in Kopfschmerzen, Übelkeit und Brechreiz«). Diese Diagnosen verbanden sich teils mit Verweisen auf die neue Verfassung (Artikel 15: Schutz der Natur und Gesunderhaltung der Menschen) und machten schließlich auch die Zeitungsredaktionen auf den Fall aufmerksam, die ihrerseits Auflagen für die Betriebe forderten.<sup>15</sup> Nach Androhungen von Sanktionen und »empfindlichen staatlichen Maßnahmen« durch die Stadtverordnetenversammlung inklusive hoher Strafen von bis zu 50.000 Mark verpflichteten sich beide, die Geruchsbelästigung mittels Modernisierung ihrer Belüftungsanlagen in absehbarer Zeit abzustellen.<sup>16</sup>

Geruch und das Konstatieren olfaktorischer Grenzüberschreitungen führten wie hier immer wieder zu lokalpolitischen Verhandlungen, Interventionen und Debatten, was nicht selten Bemühungen um eine Verwissenschaftlichung jener Empfindungen nach sich zog: Nach Beschwerden aus Wohngebieten in Berlin Adlershof durch die VEB Berlin-Chemie wurden 1973 präventive Maßnahmen ergriffen, um das Ausströmen eines ungiftigen, aber geruchsintensiven Gases zu minimieren. Die Arbeiter-Wohnungsbau-Genossenschaft »7. Oktober« beauftragte daraufhin ein Kollektiv von WissenschaftlerInnen, eine Verbesserung des Umweltschutzes zu erarbeiten.<sup>17</sup>

13 Die Korrespondenz ist sehr umfangreich. Sie beginnt mit einem Schreiben des Mannes an die Stadtverwaltung Gütersloh, 28.6.1965, aus dem auch zitiert wurde, ebenso aus einem Ergänzungsschreiben (23.8.1965) sowie einem Brief des Anwalts an den Stadtdirektor (22.7.1969). StA Gütersloh, E 747. Vgl. zum Wechselverhältnis von Wissen, Emotion und Gerüchen den Aufsatz von Sarah-Maria Schöber in diesem Heft.

14 Vgl. Schreiben der Stadt 28.7.1969, StA Gütersloh, E 747.

15 N.N., Gestank muß teuer werden, Sächsische Zeitung, 11.7.1968; N.N., Dem Gestank wird zu Leibe gerückt, ebd., 17.7.1968.

16 Vgl. die Überlieferung: StA Pirna, 214-32/71.

17 N.N., Geruchsbelästigung reduziert, Neue Zeit, 25.1.1973.

Ähnliches geschah fünf Jahre später im nachbarschaftlichen Umfeld des Magdeburger Schwermaschinenkombinats VEB SKET, wo aufgrund gesundheitsgefährdender Gerüche und Abgasbelästigungen ein wissenschaftliches Gutachten zur Ursachenermittlung in Auftrag gegeben wurde.<sup>18</sup>

Von den hier geschilderten geruchlichen Empfindungen wussten in der Regel nicht unerhebliche Teile einer Stadtteil-Öffentlichkeit, mitunter berichtete auch die Presse davon. Folglich konnten solche Fragen, wie auch im Westen Deutschlands, (lokal-) politische Prozesse anstoßen. In Leipzig bildeten Umweltproblematiken nicht erst im Vorfeld der »friedlichen Revolution« sondern bereits in der Frühphase der DDR einen nicht versiegenden Quell von Unzufriedenheit. So beschwerten sich AnwohnerInnen im Mai 1950 über den Gestank des nahegelegenen Flusses: »Seit unsere Pleiße so scheußlich stinkt, ist der sonntägliche Spaziergang durch den Wald entlang der Pleiße zum Waldkaffee, Wildpark usw. illusorisch geworden.« Weder sei eine Wohnungslüftung möglich, noch könne von frischer Luft die Rede sein.<sup>19</sup> Eine gute Woche später verstärkten sich die öffentlichen Hilferufe diesbezüglich: »Sie riecht, daran ist nicht zu zweifeln, wie der Gestank von tausend Teufeln!« Einige nahmen einen großen Umweg in Kauf, um ihrem »Riechorgan diese Zumutung zu ersparen«, andere vermuteten, »daß das Pleißenaroma keineswegs geeignet sei, uns das Wohlwollen unserer Messegäste zu erhalten.«<sup>20</sup> Solche Äußerungen, die auf Gesundheitsrisiken, Beeinträchtigungen der Wohnqualität und einen befürchteten Imageverlust rekurrierten, konnten Druck auf die Stadtverwaltung ausüben. Das eigentliche Problem, phenolhaltige Schaumkronen als Ergebnis der Ableitung chemischer Industrieabwässer im Süden der Stadt und ein daraus folgender Gestank, der insbesondere in der wärmeren Jahreszeit unerträglich geworden war, konnte indes nicht behoben werden. Vielmehr wurde der Fluss für lokale Umweltgruppen wesentliches Politikum der ausgehenden 1980er Jahre – nicht nur in Leipzig. Umfassende Sanierungsmaßnahmen wurden zu meist erst im Zuge des »Aufbau Ost« ergriffen.

Diese Beispiele belegen, inwiefern volkswirtschaftliche Priorisierungen bisweilen zugunsten des geruchlichen Wohlbefindens der BewohnerInnen zurückgestellt wurden, was aber selten unumstritten, geschweige denn nachhaltig war. Sie sind Spiegel für lokale Diskussions- und Demokratisierungsprozesse, ferner Barometer für die Artikulation fehlenden Wohlergehens, nicht zuletzt aber auch einer Risiko-, Unsicherheits- wie Gefahrenantizipation, die im Westen wie Osten Deutschlands individuelle oder kollektive Beschwerden – je nach konkretem lokalen Setting – nach sich ziehen konnten. Diese hatten dann gute Aussichten, Gehör zu finden und etwas zu bewirken, wenn sie öffentlich wirksam Sicherheitsbedenken und Risikoszenarien des Olfaktorischen artikulieren konnten.

18 Bauakademie der DDR/Institut für Heizungs-, Lüftungs- und Sanitärtechnik, Gutachten über Eingaben der Bürger in bezug auf Abgas- und Geruchsbelästigungen in den Wohnungs-Neubauten Typ P 2 in Magdeburg, September 1978, Bundesarchiv (BA) Berlin, DH 2, 24426.

19 N.N., Wo bleiben die Filter, Leipziger Volkszeitung, 20.5.1950.

20 N.N., Noch einmal: »Wo bleiben die Filter«, Leipziger Volkszeitung, 28.5.1950.

## Geruchsgeschichte als Geschichte sozialer und ethnischer Abgrenzungsprozesse

Die bisherigen Beispiele transportieren zugleich Verhandlungen zwischen »eigen« und »fremd« – Sinnesempfindungen also, die die Zusammenhänge von Geruch und Identität (bzw. Alterität) und damit verknüpfte soziale wie ethnische Markierungen spiegeln.<sup>21</sup> Diese olfaktorischen Wahrnehmungen rekurren auf die Verbindungen zwischen Rassismus und sensorischen Zuschreibungen.<sup>22</sup> (Körper-)Gerüche sind soziale Marker, über welche Ethnizität konstruiert wird. Zeitgenössische Feststellungen hierzu können Einblicke in übergreifende soziale Ordnungsvorstellungen sowie jeweils geltende Maßregeln und Normengrenzen für Genuss und Ekel liefern.<sup>23</sup> In anthropologischer Hinsicht lässt sich damit an das Konzept Mary Douglas' von Verschmutzung und ritueller Reinheit anknüpfen, wonach imaginiertes, also geruchlich bzw. in Kombination mit anderen Sinnen festgestellter Schmutz als eine Form der Störung von »Ordnung« interpretierbar ist.<sup>24</sup> Bereits im Mittelalter galt Geruch als Zeichen für Herkunft und Stellung; der angebliche Gestank bestimmter Gruppen diente der Stigmatisierung Fremder und sozialer AußenseiterInnen, wobei auch die Faktoren Geschlecht, Alter, Ethnizität oder Zugehörigkeit mit negativem Geruch assoziiert sein konnten.<sup>25</sup> Folglich ist jenes zeitgenössische Wahrnehmen des Geruchlichen immer auch intersektional zu lesen, wobei gerade der Faktor »Klasse« immer ausschlaggebendes Strukturelement bei der jeweiligen olfaktorischen Interpretation gewesen sein dürfte. Denn letztlich war es der vermeintliche »Gestank« der Armen, dem die »Mehrheitsgesellschaft« mit größerer Sensibilität begegnete und der den Wunsch beförderte, Gerüche zu analysieren, sozial zu klassifizieren, zu bekämpfen oder sich mit dem von Corbin beschriebenen Prozess der »Desodorierung« umfassend von der »Unterschicht« abzugrenzen.<sup>26</sup>

Inwiefern das Wahrnehmen, Diagnostizieren und Kommentieren von Geruchseindrücken soziale Distinktion und Distanzierung kenntlich machen, als Markierung sozialer Randgruppen fungieren und davon ausgehend Spiegel gesellschaftlicher Erwartungen an Sauberkeit und Hygiene, ja Ekel<sup>27</sup> sein können, lässt sich auch für das geteilte Deutschland belegen. Wie die folgende Analyse massenmedialer Quellen und somit öffentlicher Inszenierungen des Olfaktorischen aufzuzeigen versucht, stehen die Bundesrepublik und DDR in längeren sinnesgeschichtlichen Linien, die von Vorstellungen von Sauberkeit, Hygiene und Körperpflege determiniert waren. Noch in den frühen 1950er Jahren behauptete ein bundesdeutscher Journalist, »Asoziale« bereits »am Geruch« erkennen zu können. Dieser Eindruck wurde dann mit mangelnden

- 
- 21 Jonathan Reinarz, *Past Scents. Historical Perspectives on Smell*, Urbana 2014, Kapitel 3 und 5.
- 22 Bodo Mrozek, *Sinneskolumne. Sensorischer Rassismus*, in: *Merkur*, 74 (2020) 858, S. 57-66; vgl. Andrew Kettler, *The Smell of Slavery. Olfactory Racism and the Atlantic World*, Cambridge 2020.
- 23 Keith Thomas, *Der Furz im England des 17. Jahrhunderts. Soziale Peinlichkeit und Körperkontrolle*, in: *Historische Anthropologie* 20 (2012) 2, S. 200-224.
- 24 Mary Douglas, *Purity and Danger. An Analysis of Concepts of Pollution and Taboo*, London 1966.
- 25 Robert Jütte, *Geschichte der Sinne. Von der Antike bis zum Cyberspace*, München 2000, S. 108.
- 26 Alain Corbin, *Pesthauch und Blütenduft. Eine Geschichte des Geruchs*, Berlin 1984, S. 189-191; vgl. Jütte, *Geschichte*, S. 225f.
- 27 Alexander Cowan/Jill Steward, *Introduction*, in: dies. (Hg.), *The City and the Senses. Urban Culture Since 1500*, Aldershot 2007, S. 1-23, hier S. 17; Corbin, *Pesthauch*, S. 183.

Fähigkeiten zum Wirtschaften, selbst verursachter Arbeitslosigkeit, Schulden und fehlenden sittlichen Werten verbunden.<sup>28</sup> Und nicht nur sozialen AußenseiterInnen als solchen, sondern auch deren Wohnorten haftete in den Augen zeitgenössischer BeobachterInnen ein besonderer, abweichender Geruch an, wie 1970 eine Beschreibung im *Spiegel* über die Wohnsiedlungen westdeutscher »Randgruppen« unterstreicht:

»Zwischen den oft feuchten, dünnen Wänden der Behausungen hängen Küchendünste, Klogestank und Desinfektionsgerüche. Vor den Baracken, in den heruntergekommenen Treppenfluren schimpfen Frauen und Männer, häufig schon am Nachmittag betrunken, spielen verdreckte Kinder, krabbeln unbeaufsichtigte Babys.«<sup>29</sup>

Solche voyeuristisch unterlegten Überlegungen darüber, wo »das Soziale« wohnt und welche Rückschlüsse über menschliche Qualitäten hieraus zu ziehen sind, konnte sich aber auch mit einer Solidarisierung und Forderungen nach Sichtbarmachung verbinden: In einem Feature des NDR wurde 1966 beklagt, dass »man« sich »keine Vorstellung« von Notunterkünften mache. Dort fänden sich »unglaublich überbelegte Baracken«, sei alles »stinkig«, spielten Kinder im Schlamm, erklärten sich unschöne Gerüche durch den Umstand, dass »Waschen und Baden kaum möglich« sei. Der Beitrag, der damit die soziale Ächtung jener AußenseiterInnen anprangerte (»wir fühlen uns wie Pestkranke«),<sup>30</sup> verfolgte ein ähnliches Anliegen wie ein EPD-Artikel zwei Jahre darauf, der eine andere Stadtrandsiedlung mit »Gestank« und drohenden Epidemien beschrieb. Die dort wohnenden Menschen seien daher gegenüber gutbürgerlich Sozialisierten »im Nachteil, nicht nur gesundheitlich«.<sup>31</sup>

Ob eine auf diese Weise transportierte »Fremdheit« mit Mitteln der Faszination und Anziehung oder doch eher der Abstoßung und Zurückweisung operierte, lässt sich unmöglich generalisieren und muss für jede zeitgenössische Quelle einzeln gesehen werden. Gleichwohl lässt sich auf solche (auch) durch Geruchswahrnehmung transportierte Schilderungen der überkommene Kontrast zwischen »würdigen«, mutmaßlich »unverschuldet« und »unwürdigen«, aufgrund eigener Verfehlungen in Not geratene Armen auch auf dieser Ebene erahnen. So war es noch in den ausgehenden 1970er Jahren in bundesdeutschen Leitmedien üblich, (hier die ausschließlich männlichen) »Stadtstreicher« und »Penner« auch olfaktorisch zu klassifizieren: Diese machten aus Sicht eines Berichtenden »durchweg einen verdreckten Eindruck«, würden »in der Regel als abstoßend empfunden«, seien »häufig mit einem penetranten Geruch behaftet« und »urinieren öffentlich in die schönen Anlagen«.<sup>32</sup> Die hier mittels geruchlicher Hinweise gestellte Diagnose von Ekel als »allgemeines und vermutlich distinktives menschliches Reaktionsmuster«<sup>33</sup> sorgte sodann für Missbilligung, moralische Verurteilung und weitgehende Ausgrenzung sozialer AußenseiterInnen.

28 Bert Heinen, Die Asozialen sind auch Menschen!, in: Unsere Jugend 5 (1953), S. 257-261.

29 N.N., Hier wurde die Marktwirtschaft zum Fluch, Der Spiegel, 27.9.1970.

30 Charlotte Rothweiler, Armut. Fiktion oder Wirklichkeit?, NDR-Hörfunk, 5.5.1966; Archiv NDR, Nr. F832835.

31 N.N., Die Leute im Lager. Viele Wege führen ins Wohnlager, aber nur wenige wieder hinaus, EPD, 23.9.1968.

32 N.N., »Verschon mein Haus«, Der Spiegel, 23.1.1978.

33 Winfried Menninghaus, Ekel. Theorie und Geschichte einer starken Empfindung, Frankfurt a.M. 1999, S. 9.

Solche Interpretationen imaginierter Gerüche, die implizit über Anstand und Abweichung richteten, existierten auch in der DDR-Gesellschaft und wurden entsprechend öffentlich artikuliert – wobei Ausschlussprinzipien auf einem gemeinsamen Wissensregime beruhten. Herausgegriffen werden kann exemplarisch mit den jugendlichen »Gammlern« eine Gruppe, deren abwertende Inszenierung das (olfaktorisch untermauerte) sozialsymbolische Aushandeln von Zugehörigkeit aufzeigt. Ein Beitrag im *Neuen Deutschland* von 1965 artikuliert Ekel bei der Schilderung des Haarschneidens eines Schülers. Dieser »roch nicht, er stank«, wie andere Mitschüler »zehn Meter gegen den Wind«, und schien dadurch als »Leitgammeler prädestiniert«. Beinahe als Akt ritueller Reinigung und »nach dem Motto ›Greif zur Seife, Kumpel!‹ wurde der Betreffende »geschrubbt und seinem Kopf ein menschenwürdiges Aussehen gegeben«. Weniger die langen Haare an sich, sondern vielmehr die Tatsache, »daß einige Jugendliche völlig zerlumpt umherlaufen, mit ihren dreckigen, verschwitzten und wilden Haaren, mit ihrem Gestank unsere Atmosphäre verpesten«, erregte hier offenbar Anstoß. Dreck, Schmutz und Gestank bildeten als *pars pro toto* den interpretativen Rahmen, wobei didaktisch-mediale Vermittlungsmöglichkeiten sozialer Wunschbilder in der DDR andere waren als im Westen. In der DDR hatten solche auch geruchlich unterlegten Botschaften das unverhohlene und im Gegensatz zum Westen ungleich stärker auf »kollektive« Belange abhebende Ziel, umfassende gesellschaftliche Leitbilder um Arbeit, Leistung in der Produktion, Verhalten im Kollektiv, Einstellung zum Staat usw. in performativer wie präventiver Dimension zu stabilisieren und damit ganz im Sinne des Systemwettstreits westlichen Einflüssen, »Rowdytum«, »Dekadenz« und »moralischer Zersetzung« den Kampf anzusagen: »Es geht uns um den Dreck! Und darum, daß diese Jugendlichen faul sind, nicht lernen und nicht arbeiten.«<sup>34</sup>

Ob eine solche (auch geruchsmäßig unterlegte) öffentliche Zurschaustellung bei potenziell Betroffenen verfangen konnte, sei dahingestellt. Vermutlich hätten solche Verlautbarungen mögliche »Nachahmungstäter« auch darin bestärken können, Distanz zur staatlichen Autorität zu markieren. Die Frage individueller Aneignungen solcher »von oben« vermittelten Sinne stellt sich selbstverständlich auch in anderen Zusammenhängen. Denn mit der Schilderung von Geruchseindrücken offenbaren sich auch immer kollektive identitäre Gruppenbildungs- sowie Abgrenzungsprozesse, die auf (imaginierte) ethnische oder gar rassifizierte Grenzziehungen sowie die Konstruktion hierarchischer Kategorien auf der Basis von Gerüchen hindeuten. Mit der Ethnologin Bettina Beer ist davon auszugehen, dass der Umgang mit »Fremdheit« nicht unwesentlich von Geruchsempfinden und Geruchsbewertung beeinflusst wird und dass sich damit in vielen Kulturen ganz grundsätzlich die Zuschreibung moralischer Qualitäten verbindet.<sup>35</sup>

Imaginierte olfaktorische Differenz und die daraus folgenden Emotionen (bzw. deren Artikulation) können unter Umständen auf Vertrauen, Zuneigung oder Genuss<sup>36</sup> hindeuten, aber ebenso auf Misstrauen, Ablehnung und Ekel – eine Beobachtung, die sich auch für das geteilte Deutschland festhalten lässt: Inwiefern Gerüche

34 N.N., Die Amateur-Gammler. Sie waschen sich nicht und stinken, ihre zottlige Mähne ist verfilzt und verdreht, sie gehen der Arbeit und dem Lernen aus dem Wege, Neues Deutschland, 17.10.1965.

35 Bettina Beer, Geruch und Differenz. Körpergeruch als Kennzeichen konstruierter »rassischer« Grenzen, in: Mitteilungen zur Kulturkunde 46 (2000), S. 207-230, hier S. 214, 216.

36 Siehe hierzu die Beiträge von Julia Gebke sowie Sarah-Maria Schober in diesem Heft.

immer wieder ethnisch-kulturelle Distanzierung anzeigen konnten, verdeutlicht ein Beispiel ablehnender Einschätzungen 1973 im *Spiegel*. Dort wurde gemutmaßt, »fremdartiger Küchengeruch« würde ansässige »Deutsche« aus bestimmten Berliner Stadtteilen vertreiben, fühlten sich diese doch vom »Geruch fremdartiger Küchengewürze« belästigt. Geruch dient hier der Markierung »fremder« Bräuche, die für BerlinerInnen, so der Tenor, die nur ungern in der unmittelbaren Nachbarschaft oder »auf dem Etagenlo« bzw. »Wand an Wand mit überbelegten Türkenfluren hausen« wollten, eine sinnliche Belastungsprobe darstellte.<sup>37</sup> Dieses pauschalisierend-rassifizierte Muster griffen auch Lokalpolitiker wie Berlins vormaliger Sozialsenator Olaf Sund auf, wenn sie davon sprachen, »mit Türken in einem Haus zu wohnen, wo es nach Knoblauch riecht«.<sup>38</sup> An anderer Stelle wurde der vermeintlich »fremde« Geruch über den Abdruck von Auszügen aus SchülerInnenaufsätzen *volens volens* reproduziert. Bei der damals elfjährigen Nurgül hieß es: »Wenn die Türken in die Klasse reingehen, dann sagen die Deutschen »Iii, hier stinkt es nach Türken.«<sup>39</sup> Ist diese geruchliche Ebene nur ein Indiz für umfassende gesellschaftliche Ausgrenzungsprozesse, die zumindest in jenen Jahren der »Gastarbeit« und ihrer weiteren Geschichte auf der westdeutschen Tagesordnung standen, so funktionierten die zahlreichen Solidarisierungsnarrative mit dieser Gruppe von ArbeitsmigrantInnen in der DDR-Presse auch über sinnliche Aspekte: »Gastarbeiter« in bundesdeutschen Wohnvierteln werden allseits »mit Lärm und Gestank belästigt«, monierte beispielsweise die *Neue Zeit* im Jahr 1977.<sup>40</sup>

Mit diesen Beispielen kann nur knapp angedeutet werden, dass die historische Analyse (medial inszenierter und darüber hinaus artikulierter) olfaktorischer Wahrnehmung migrantischer AkteurInnen eine reichhaltige Fundgrube zeitgenössischer Sinneskonstruktionen spiegelt. Für die DDR müssten analog die zeitgenössischen Sinnesdiagnosen und die damit verbundenen ethnischen Kategorisierungen der »Vertragsarbeiter« eine verstärkte geschichtswissenschaftliche Aufmerksamkeit erfahren. Genannt sei analog zur Bundesrepublik die Reflexion »fremder« Ernährungsweisen und Irritationen, mit denen auf ungewohnte Geschmäcker und Gerüche reagiert wurde.<sup>41</sup> Gerüche als ethnische wie soziokulturelle Marker ließen sich aber etwa auch an den »Russenkasernen« nachweisen, die offenbar für nicht wenige DDR-BürgerInnen, die in deren unmittelbarer Nähe lebten, »Orte unliebsamer Gerüche und Geräusche« waren.<sup>42</sup> Eine solche auch olfaktorisch unterlegte Fremdheitskategorisierung konnte sich dann auch auf die zivilen BewohnerInnen übertragen, wenn an »arrogante, aufgetakelte Russenweiber« mit samt »markanten Parfümen« erinnert wurde.<sup>43</sup> Solche Aussagen wiederum müssten mit

37 N.N., »Die Türken kommen – rette sich, wer kann«, *Der Spiegel*, 29.7.1973.

38 N.N., Türken in Berlin – »die Heimat hast du hier«, *Der Spiegel*, 27.1.1980.

39 N.N., »Hier stinkt es nach Türken«. Ausländerkinder an deutschen Schulen, *Der Spiegel*, 14.11.1982.

40 N.N., Wachsende Not der Ausländer, *Neue Zeit*, 4.6.1977.

41 Vgl. Edith Broszinsky-Schwabe, Die DDR-Bürger im Umgang mit »Fremden« – Versuch einer Bilanz der Voraussetzung für ein Leben in einer multikulturellen Welt, in: Sanem Kleff/Edith Broszinsky-Schwabe/Marie-Theres Albert u.a. (Hg.), *BRD – DDR: Alte und neue Rassismen im Zuge der deutsch-deutschen Einigung*, Frankfurt a.M. 1990, S. 18-44.

42 Silke Satjukow, »Die Russen«. Besatzer und Freunde, in: Martin Sabrow (Hg.), *Erinnerungsorte der DDR*, München 2009, S. 55-67, hier S. 58.

43 H.W., Zeitzeugengespräch mit dem Verfasser, 15.3.2016.

der Wahrnehmung von vergleichbaren Einrichtungen in der Bundesrepublik kontrastiert werden, die ja dort ebenfalls für viele als »Orte des Fremden« galten.

Diese Beispiele verstehen sich als Anregungen, den Mehrwert einer deutsch-deutschen Geruchsgeschichte analytisch fruchtbar zu machen. Sie unterstreichen, inwiefern olfaktorische Wahrnehmung und ihre Artikulation wie Interpretation in hohem Maße durch gesellschaftliche und kulturelle Vorbedingungen determiniert sind. Die im ersten Abschnitt ausgeführten Alltagswahrnehmungen und Emotionalisierungen von Geruch und entsprechende Kategorisierungen und Zuschreibungen gestatten Einsichten in zeittypische Grenzmarkierungen des »Eigenen« und »Fremden« und zeigen, wie bestimmte kulturelle Bedeutungen von Gerüchen immer an konkreten Orten eingebettet waren. Dies unterstreicht die Relevanz lokalgeschichtlicher Tiefenbohrungen.

### **Geruchsgeschichte als Sinneshorizont deutsch-deutscher Systemkonkurrenz**

Neben diesen Distanzmarkierungen von Geruch auf sozialer wie ethnischer Ebene sollte eine Geruchsgeschichte des geteilten Deutschlands drittens darauf abzielen, zeitgenössische Geruchsregime stärker auf den System- und Konkurrenzkampf zu beziehen. Mithilfe entsprechender archivalischer Überlieferung kann das olfaktorische Empfinden des »Klassenfeindes« auch auf dieser sinnlichen Ebene konturiert werden – wiewohl das Jahr 1990 hier kaum eine »harte« Zäsur bildete. Ein Beispiel aus dem Jahr 1987 kann das Potenzial dieser Perspektive beispielhaft verdeutlichen: Damals wurde von Soldaten der NVA Unkrautvernichtungsmittel an der Sektorengrenze nahe Berlin-Kreuzberg versprüht. Nachdem bei AnwohnerInnen auf westlicher Seite gesundheitliche Folgen wie Reizhusten, Brechreiz oder Kopfschmerzen vermerkt, vom Gesundheitsamt Kreuzberg ein »undefinierbarer Fremdgeruch« festgestellt und außerdem noch eine umfangreiche Beschwerdeliste von Eltern betroffener Kindergartenkinder eingereicht worden waren, folgte ein umfassender Schriftverkehr zwischen verschiedenen bundesdeutschen Behörden.<sup>44</sup> Fälle wie diese waren keineswegs selten. Zumeist wurden Geruchsbelästigungen ausgehend von DDR-Industrieanlagen aus benachbarten Grenzregionen vermerkt, häufig in Berlin oder Oberfranken, was dann jeweils regelmäßig einen umfangreichen Schriftverkehr zwischen Bevölkerung, lokalen PolitikerInnen und übergeordneten Instanzen nach sich zog.<sup>45</sup> Nicht selten brachen diese Diskussionen nach einer gewissen Zeit ab, spätestens mit dem Mauerfall oder aber, wenn die DDR eine bundesdeutsche Kostenbeteiligung zur Voraussetzung für die Sanierung der jeweils betroffenen Betriebe machte.<sup>46</sup>

Das Thema »Geruch« ist allerdings nicht allein im deutsch-deutschen Rahmen zu historisieren, sondern weist immer auch transnational-europäische Dimensionen auf und muss folglich im Kräftefeld des Kalten Krieges verortet werden. Im bundes-

44 Schreiben des Senators für Justiz und Bundesangelegenheiten, 30.6.1987, Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes (PAA), PA 210, 5598.

45 Vgl. etwa BA Koblenz, B 136/18837, Bd. 1.

46 Im Januar 1989 forderte die DDR-Führung für die Modernisierung der geruchsintensiven Zellstoff- und Papierfabrik Rosenthal (Rennsteig) 8 Mio. DM von der Bundesregierung. Vgl. PAA, PA 210, 468; BA Koblenz, 136/18837, Bd. 13.



deutsch-tschechoslowakischen Fall etwa beriet die entsprechende Wirtschaftskommission, die sich aus VertreterInnen beider Länder zusammensetzte, seit Mitte 1976 über »geruchsintensive und gesundheitsbeeinträchtigende Luftverunreinigungen«, die aus der ČSSR bei Schönwetter- und Ostwindlagen kommend unter der Bevölkerung in Wunsiedel, Selb und Hof Kopfschmerzen, Übelkeit sowie Brechreiz auslösten. Der in der dortigen Öffentlichkeit unter dem Begriff »Katzendreckgestank« bekannte Geruch zog sodann Klagen nach sich, die einen größeren politischen Druck entstehen ließen – allerdings immer unter dem Vorbehalt, den Fall sachlich zu behandeln, »um keine unerwünschten Belastungen im Verhältnis« herbeizuführen.<sup>47</sup> Zwei vom bayerischen Landesamt im Herbst 1977 eingerichtete Dauermessstationen ermittelten teils sehr hohe Konzentrationen von Schwefeldioxid sowie als Geruchsstoffe Schwefelkohlenstoff und Kohlenoxidsulfid, die bei der Braunkohleverkokung freigesetzt wurden. Auch wenn der Unmut der Bevölkerung inzwischen derart gewachsen war, dass Beamte des Ministeriums »in nächtlichen Anrufen mit beleidigenden Vorwürfen angegriffen« worden waren, gab es aus Sicht des Auswärtigen Amtes letztlich keine völkerrechtliche Handhabe, die ČSSR zu Gesprächen zu bewegen.<sup>48</sup> Das Thema der Geruchsbelästigungen im nordostbayerischen Grenzgebiet wurde in jenen Jahren mehrfach und intensiv diskutiert.<sup>49</sup> Neben zahlreichen Messungen, um eine quantifizierbare Grundlage an der Hand zu haben, wurden verschiedene politische Maßnahmen in die Wege geleitet, die wiederum Aufschluss über die Zusammenhänge von Gerüchen und Sicherheit andeuten,<sup>50</sup> wie eine Smog-Verordnung, die in Bayern 1985 in Kraft trat. Darin enthalten war ein Plan mit Vorwarnstufen, während allen voran Säuglingen und Kleinkindern, alten Menschen sowie Menschen mit Vorerkrankungen nahegelegt wurde, unnötige Aufenthalte im Freien zu vermeiden und Fenster geschlossen zu halten, was in einer Empfehlung mündete: »Nasenatmung ist besser als Mundatmung«.<sup>51</sup>

Abgesehen von diesen (außen-)politisch durchaus brisanten Beispielen für olfaktorische Irritationen auf diplomatisch-zwischenstaatlicher Ebene ist nicht zuletzt die symbolpolitische Ebene in eine solche Geschichte des Geruchlichen einzubeziehen. Denn »Geruch« spielte im Zuge der Auseinandersetzungen zwischen beiden Deutschlands immer auch in metaphorischer Hinsicht eine Rolle. Mit der symbolischen Kommunikation im Kalten Krieg rückt die Semantik des Olfaktorischen, der »Geruchswortschatz« in den analytischen Blick. Auf diese Weise konnten extreme Emotionen wie Abstoßung und Ekel transportiert werden, was allerdings wenig überraschend hochgradig asymmetrisch geschah, denn DDR-Medien griffen auf ein entsprechendes »Geruchsrepertoire« ungleich häufiger zurück, um den »Klassenfeind« zu denunzieren, als dies umgekehrt der Fall war. Dutzende Beispiele aus Presse, Funk und Fernsehen – nicht zuletzt die propagandistisch hochgradig aufgeladenen Beiträge im *Schwarzen Kanal* – stehen in vielerlei Hinsicht für die Konjunkturen deutsch-deutscher Systemauseinandersetzung: Im Zuge der *Spiegel*-Affäre, um ein prominentes Beispiel anzuführen, bei der Franz-Josef Strauß im Mittelpunkt stand, wurden Gerüche aus der

47 Fernschreiben im Auswärtigen Amt, 8.2.1978, PAA, PA 412, 2560.

48 Franz-Josef Strauß an Helmut Kohl, 25.1.1980, ebd.

49 Siehe u.a. BA Koblenz, B 295/7433, Bd. 1.

50 Vgl. dazu den Beitrag von Benjamin Brendel in diesem Heft.

51 Schadstoffbelastung der Luft. Ratschläge der Stadt Hof, des Landratsamtes und des Staatlichen Gesundheitsamtes Hof, Januar 1987, StA Hof, A 3004.

Tierwelt bemüht. Mithilfe dieser Animalisierung vermittelten die Medienschaffenden Korruptiertes, um ein umfassendes Versagen des politischen Systems »BRD« anzuklagen: »Und wenn der Fisch noch so stinkt – der Fisch wird gegessen. Und wenn der Strauß noch so korrupt ist – das spielt keine Rolle, er bleibt.«<sup>52</sup> Ähnlich funktionierte die Einschätzung im Zuge der politischen Affäre um Rainer Barzel (»Penetranter Duft von Korruption und Zerfall«)<sup>53</sup> oder im Zuge der bundesdeutschen Wiederbewaffnung und des Atomwaffensperrvertrags, die aus Sicht der DDR-Berichterstatter »nach Blut, [...] Aggressivität und Chauvinismus« rochen.<sup>54</sup> Doch »roch« es auch, »den Kapitalismus« als solchen anklagend, an anderer Stelle »nach Ausbeutung und Profit, nach sozialer Unsicherheit, nach arm und reich und Krise«,<sup>55</sup> nach Profitgier und Erdöl.<sup>56</sup> Im Zuge der »Neuen Armut« der 1980er Jahre, soziale Außenseitergruppen wie Obdachlose als Beleg für die Unmenschlichkeit »des Systems« anführend, wurde hingegen konstatiert, es rieche nach dem »würzigen Gestank eines ungeheizten, öffentlichen Pissoirs«.<sup>57</sup> Umgekehrt spielten solcherart olfaktorisch unterlegte Abwertungen des Gegenübers auf bundesdeutscher Seite eine immer geringere Rolle, wie auch insgesamt das Interesse Westdeutschlands am Osten abnahm. In der Regel verbanden sich diese Darlegungen dann mit Umweltbelangen, wie im Fall des »dreckigsten Dorfes in Europa«, wie Mölbis in der Nähe Leipzigs zum Ende der 1980er Jahre bezeichnet wurde. Ein *Spiegel*-Beitrag berichtete 1983 über den Kopfschmerz auslösenden »Gestank« vor Ort; eine Diagnose, die wiederum großes Protest- und Mobilisierungspotenzial innehatte.<sup>58</sup>

Diese hier nur cursorisch aufgeführten Beispiele belegen, dass das Olfaktorische bei Interpretationen des Gegenübers regelmäßig Verwendung fand und den Systemwettkampf semantisch und symbolpolitisch mitstrukturierte. Äußerungen zu Gerüchen erlangten als metaphorische Gleichsetzungen eine funktionale, wenngleich ungleichzeitig relevante Bedeutung in der Auseinandersetzung der Ideologien. Gerüche bzw. ihre Diagnose waren folglich (und sind vermutlich weiterhin) politisierbar; sie sollten (negativ-ablehnende) Emotionen und damit verbundene Aneignungen und Reaktionsweisen auslösen. Die hier herangezogenen Beispiele zeigen, wie Gerüche des »Anderen« zum Modus politischer Abgrenzung wurden. Umgekehrt liegt die Vermutung nahe, dass Gerüche etwa von »Westpaketen« positiv konnotiert sein konnten und folglich ebenfalls politisierbar waren (etwa der Geruch von Freiheit, Demokratie oder des freien Marktes), was ein Potenzial künftiger Forschungsarbeiten darstellt.

52 N.N., ND kommentiert: korrupt und faul, Neues Deutschland, 20.7.1962.

53 N.N., Penetranter Duft von Korruption und Zerfall, Berliner Zeitung, 20.10.1984.

54 N.N., Der Staat als Fremdling oder Freund, Neues Deutschland, 21.6.1969.

55 Fritz Hansen, Eben Kapitalismus, Berliner Zeitung, 8.2.1974.

56 N.N., Es ist der Geruch des Erdöls, der sie anlockt, Berliner Zeitung, 6.9.1980.

57 N.N., Risse im Damm gegen Millionenelend, Neue Zeit, 18.2.1987.

58 N.N., Angst im Wald, Der Spiegel, 24.7.1983.

## Schlussbemerkung

Die Ausführungen zu individuellen, alltagsgeschichtlichen Geruchswahrnehmungen und daraus resultierenden Beschwerden, medial transportierten olfaktorisch unterlegten Fremdzuschreibungen und Distinktionen sowie zur symbolischen Rolle des Geruchlichen im Systemwettbewerb unterstreichen das Potenzial sinnesgeschichtlicher Zugriffe: Mittels geruchsgeschichtlicher Vertiefungen deutsch-deutscher wie auch anderer (zeit-)historischer Perspektiven ist es möglich, Alltag, Lebenswelten, Mentalitäten und Wahrnehmungsweisen von individuellen wie kollektiven Akteuren nachzuspüren. Das Thema rekurriert neben zeitgenössischen Risiko- und Sicherheitsabwägungen sowie Verbindungen zwischen Alltagswahrnehmungen, Wissensproduktionen und Emotionalisierungen auf die Wechselbeziehungen Mensch-Umwelt. Perzeption und Interpretation, Wahrnehmung der von Menschen geschaffenen industriellen Umwelt, ihr Wandel und Kontinuitäten in Demokratie und Diktatur – all dies spiegelt sich auch in vielen der hier genutzten Beispiele: alltagsgeschichtlich, wahrnehmungsgeschichtlich, identitätsgeschichtlich, symbolgeschichtlich. Ferner lassen sich zeitgenössische Lernprozesse und Erfahrungen erahnen, wie das Konstatieren einer Zunahme lokaler oder darüberhinausgehender »Bedrohungen« und Risiken für die unmittelbare Umwelt, die durch die olfaktorisch-alltagsgeschichtliche Linse historisiert werden kann. Gerüche und deren Artikulation – sie vermittelten Kritik, Gefahr und Andersartigkeit, wodurch neue Perspektiven auf die Geschichte der deutschen Teilung eröffnet werden können. Konstruktionen von Andersartigkeit und ihre politische Instrumentalisierung lassen sich besonders gut über Gerüche nachvollziehen, weil sie etablierte Marker sozialer und kultureller Distinktion sind. Diese und weitere Analysemöglichkeiten gilt es künftig noch weiter zu verfolgen, nicht zuletzt um auch heutige »Geruchsregime« – als Spiegel und Medium lokaler Beschwerdekultur oder Zuschreibung von »Fremdheit« – besser historisierend wie komparativ vergleichend einordnen zu können: ostdeutsch, westdeutsch, vereint.

**Christoph Lorke** ist wissenschaftlicher Referent am LWL-Institut für westfälische Regionalgeschichte Münster. Er forscht zur Geschichte von Armut und sozialer Ungleichheit sowie zu verschiedenen Aspekten der deutschen und europäischen Sozial-, Kultur, Geschlechter- und Migrationsgeschichte vom 19. bis zum 21. Jahrhundert.

E-Mail: christoph.lorke@lwl.org